

EDGAR WALLACE

Der unheimliche Mönch

Die gebogene Kerze

Die drei Gerechten

Buch

Der unheimliche Mönch

Nachts hörten es die Bewohner des Herrenhauses von Monkshall immer wieder: erst Orgelspiel, dann einen Schrei. Manche glaubten, eine Gestalt in schwarzer Mönchskutte zu sehen. Und plötzlich fällt ein Schuß – und einer der Gäste verschwindet spurlos. Ist der unheimliche Mönch doch nicht nur ein Albtraum?

Die gebogene Kerze

John Lexman, ein berühmter Krimiautor, erhält manchen Tip von seinem Freund, dem noch viel berühmteren Chefinspektor T.X. Meredith von Scotland Yard. Diesmal aber ist T.X. ratlos, denn Lexman hat ihm soeben gestanden, einen Mann ermordet zu haben ...

Die drei Gerechten

Der geheimnisvolle Gast der „drei Gerechten“ wird ermordet. Der Tote besaß Informationen, die eine Menge Geld wert waren. Und das soll Mirabelle Leicester bekommen. Aber auch die legendäre „Schlange“ interessiert sich für das junge Mädchen ...

Autor

Geboren wurde Edgar Wallace 1875 als unehelicher Sohn eines Schauspielers. Er wuchs in armen Verhältnissen auf, blieb ohne Schulabschluss und hielt sich mit Gelegenheitsjobs wie Milchhändler, Maurergehilfe oder Zeitungsverkäufer über Wasser. Schließlich begann er kleine Artikel für die Zeitung zu schreiben. Mit Erfolg: Er arbeitete sich hoch bis zum Chefredakteur. Später lebte er als freier Schriftsteller und schrieb Sachbücher, Lyrik und Theaterstücke, 1904 schließlich seinen ersten Krimi (»Die vier Gerechten«) – das Debüt einer beispiellosen Karriere. Edgar Wallace verfasste 175 Romane, 24 Theaterstücke, eine große Anzahl von Kurzgeschichten, Essays, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln und Drehbüchern. Die Filme, die nach seinen Vorlagen gedreht wurden, sind kaum zu zählen. Edgar Wallace verstarb hoch verschuldet 1932 in Hollywood.

Von Edgar Wallace außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Hexer. Roman (5292) · Der Zinker. Roman (5372) · Der Frosch mit der Maske/Das Gasthaus an der Themse/Der grüne Bogenschütze. Drei Romane in einem Band (5538/55503) · Der Hexer/Die blaue Hand/Das Geheimnis der gelben Narzissen. Drei Romane in einem Band (55502) · Der schwarze Abt/Die seltsame Gräfin/Die toten Augen von London. Drei Romane in einem Band (55504) · Die gelbe Schlange/Der Engel des Schreckens/Bei den 3 Eichen. Drei Romane in einem Band (55505) · Die Tür mit den sieben Schlössern/Die Bande des Schreckens/Der Doppelgänger. Drei Romane in einem Band (55506) · Das geheimnisvolle Haus/Der Safe mit dem Rätselschloß/Die Abenteuerin. Drei Romane in einem Band (55507) · Die Gräfin von Ascot/Das Geheimnis der Stecknadel/Der viereckige Smaragd. Drei Romane in einem Band (55509) · Das indische Tuch/Geheimagent Nr. 6/Der Diamantenfluß. Drei Romane in einem Band (55510)

**EDGAR
WALLACE**

**DER UNHEIMLICHE
MÖNCH**

**DIE GEBOGENE
KERZE**

**DIE DREI
GERECHTEN**

Drei Romane in einem Band

PORTOBELLO

Die Originalausgabe von »Der unheimliche Mönch« erschien unter dem Titel »The Terror«, die Originalausgabe von »Die gebogene Kerze« erschien unter dem Titel »The Clue of the Twisted Candle« und die Originalausgabe von »Die drei Gerechten« erschien unter dem Titel »The Three Just Men«.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe Februar 2007

Copyright © dieser Ausgabe 2007 by

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Getty Images

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

NG · Herstellung: we

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-55508-6

www.portobello-verlag.de

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

EDGAR
WALLACE

**DER UNHEIMLICHE
MÖNCH**

Roman

Aus dem Englischen
von Gregor Müller

Der unheimliche Mönch

1

O'Shea war schon die ganze Nacht in entsetzlicher Stimmung gewesen. Aufgeregt lief er den Wiesenhang auf und ab, sprach halblaut mit sich selbst, gestikulierte, als ob er vor einer großen Versammlung redete, und lachte nervös über irgendwelche unverständlichen Witze. Als der Morgen graute, fiel er über den kleinen Lipski her und schlug ihn mit einem Fausthieb zu Boden, einfach, weil Lipski es gewagt hatte, sich gegen das Verbot eine Zigarette anzustecken. Brutal hatte O'Shea ihn niedergestreckt. Die beiden anderen, die dabei waren, hatten sich nicht getraut, ihn daran zu hindern.

Joe Connor lag der Länge nach im Gras, kaute an einem Halm und beobachtete den ruhelosen Chef mit düsteren Blicken. Auch Marks, der mit untergeschlagenen Beinen neben seinem Kameraden saß, schaute, ein spöttisches Lächeln im Gesicht, nach ihm hin.

»Heute ist er wieder einmal glatt verrückt«, sagte Joe Connor leise. »Wenn er diesmal die Sache hinkriegt, ohne daß wir für den Rest unseres Lebens hinter Schloß und Riegel wandern, haben wir Glück.«

Marks feuchtete die trockenen Lippen mit der Zunge an.

»O'Shea ist am glänzendsten, wenn er so verrückt ist.« Marks hatte eine kultivierte Stimme. Seine Bekannten erzählten, daß er Theologie studiert hätte, bevor er anfang, seinen Lebensunterhalt auf bequemere Art zu verdienen. »Trotzdem braucht er seine Kumpane nicht derart niederzuschlagen, das ist doch Blödsinn. Dieser Lipski stöhnt so infam – kannst du nicht dafür sorgen, daß er das Maul hält?«

Joe Connor bewegte sich nicht. Er sah nur zu Lipski hinüber, der auf dem Boden lag und abwechselnd stöhnte und fluchte.

»Der wird sich schon wieder fassen«, antwortete Connor gleichgültig. »Je mehr Prügel er kriegt, desto mehr Respekt hat er vor O'Shea.« Er rückte ein wenig näher zu seinem Kamera-

den hinüber und fragte leise: »Hast du je einmal O'Shea deutlich gesehen? Ich meine – sein Gesicht?«

»Nein, noch nie, und dabei habe ich doch schon dreimal mit ihm gearbeitet.«

»Eben. Immer hat er diesen Mantel an, genau wie heute, den Kragen hochgeschlagen, den breitkrepfigen schwarzen Hut ins Gesicht gezogen. Ich hätte nie gedacht, daß es einen solchen Verbrecher überhaupt gibt – ich dachte, so etwas wäre nur auf der Bühne zu sehen. Das erstemal, als er mich rufen ließ, traf ich ihn in der St. Alban's Road um zwölf Uhr nachts. Ich bekam sein Gesicht nicht zu sehen, aber er wußte alles von mir, wie oft ich verurteilt worden war, und dann setzte er mir auseinander, wozu er mich brauchte.«

»Und vor allem hat er dich gut bezahlt«, meinte Marks, als Joe eine Pause machte.

»Er zahlt wirklich ausgezeichnet, und er holt sich seine Leute immer auf die gleiche Art und Weise.«

Marks spitzte die Lippen, als ob er pfeifen wollte. Er sah wieder zu O'Shea hin, der keinen Moment zur Ruhe kam.

»Ja, er ist verrückt, aber er zahlt gut. Und diesmal wird er noch besser zahlen!«

Connor sah auf.

»Zweihundertfünfzig Pfund Belohnung und fünfzig Pfund, um wegzukommen, nenne ich eine anständige Bezahlung.«

»Und ich sage dir, diesmal zahlt er mehr. Die Geschichte, zu der er uns hier braucht, ist zu einträglich, als daß er's nicht könnte. Glaubst du, ich steuere ein Lastauto mit dreitausend Kilo australischen Goldstücken durch die Straßen Londons und riskiere, dafür an den Galgen zu kommen – nur für schäbige zweihundertfünfzig Pfund und das bißchen Geld für die Reise? Ich denke nicht daran!«

Er stand auf und klopfte seine Hose sauber. Von O'Shea sah man im Augenblick nichts. Er war auf die andere Seite des Hügels gegangen und stand wahrscheinlich hinter der Hecke, die in einem großen Halbbogen die Wiese teilte.

»Drei Tonnen Gold, das ist mehr als eine halbe Million Pfund. Wir müssen mindestens zehn Prozent davon bekommen.«

Connor grinste. Mit einer Kopfbewegung wies er auf Lipski, der noch immer stöhnte.

»Willst du den auch ins Vertrauen ziehen?«

»Ich glaube, das ist überflüssig.«

Marks schaute sich um, ob etwas von O'Shea zu sehen sei, dann legte er sich wieder auf den Boden neben seinen Kameraden.

»Ich wundere mich nur«, flüsterte er, »daß er den Mut hat, den Plan haargenau zu wiederholen. Talmulde vergasen und Goldtransport anhalten – das ist doch ein alter Trick. Jedenfalls haben wir die Sache in der Hand. Morgen ist O'Shea wieder bei Vernunft und wird sich anhören, was ich ihm zu sagen habe. Ich fahre also den Goldtransport in die Stadt und stelle ihn an einem sicheren Platz ab. Was meinst du, wird O'Shea vorziehen, wenn er sich vor die Wahl gestellt sieht, uns unseren Teil herauszurücken oder mit Inspektor Bradley Bekanntschaft zu machen?«

Connor riß einen Grashalm ab und kaute daran.

»Er ist verteufelt schlau.«

Marks verzog die Lippen.

»Ist das nicht immer so? Sitzen in Dartmoor nicht lauter schlaue Leute? Inspektor Hallick macht sich doch einen Spaß daraus, die Häftlinge nur ›Akademiker‹ zu nennen. Glaube mir, mein Lieber, Schlauheit ist ein relativer Begriff.«

»Was bedeutet dieses Fremdwort nun schon wieder?« brummte Connor stirnrunzelnd. »Versuch bloß nicht, mich mit diesen gebildeten Wörtern besoffen zu machen! Red nicht immer so gelehrt, sprich wie ein gewöhnlicher Mensch, damit jeder dich verstehen kann.«

Er sah sich ein wenig ängstlich um. Die Tatsache, daß O'Shea nicht zu sehen war, beunruhigte ihn. Sein Auto stand hinter dem Hügel auf einem Nebenweg. Er würde sich, wenn der Überfall gelungen war, damit sofort in Sicherheit bringen. Seine Leute konnten dann zusehen, wie sie durch alle Gefahren hindurchkamen. Sie hatten den schwierigeren Teil auszuführen, wenn sie auch zugeben mußten, daß der Plan genial ausgedacht und organisiert war.

In einiger Entfernung lagen links oben am Hang vier große Gaszylinder in einer Reihe. Connor und Marks konnten von ihrem Platz aus die lange, hellgraue Landstraße sehen, die durch die tiefe Mulde führte. In kürzester Zeit mußten die Lichter des Lastwagens mit dem Goldtransport auftauchen. Connor hielt seine Gasmasken in der Hand, Marks hatte seine in der Tasche.

»Er muß eine Unmenge Geld haben«, sagte Connor.

»Wer – O’Shea?« Marks zuckte die Schultern. »Das weiß ich nicht, er gibt aber auch genug aus. Man sollte eher annehmen, daß er wieder pleite ist. Es ist nahezu ein Jahr her, seit er seinen letzten großen Fang gemacht hat.«

»Was fängt er denn bloß mit dem vielen Geld an?«

»Er gibt es aus, wie wir auch. Als ich ihn das letzte Mal fragte, antwortete er: ›Ich muß ein großes Landhaus kaufen.‹ Dort wollte er sich niederlassen und ein bequemes, ruhiges Leben führen. Und gestern abend sagte er, daß er die Hälfte des Goldes brauche, um seine Schulden zu bezahlen.« Marks rieb sich mit dem Taschentuch die Fingerspitzen ab. »Unter anderem kann er lügen wie gedruckt.« Er stutzte. »Was war das?«

Argwöhnisch sah er nach der Hecke, die sich nur ein paar Meter von ihnen entfernt hinzog. Er hatte ein Rascheln im Laub gehört. Schnell sprang er auf, eilte zu den Sträuchern und sah nach allen Seiten, aber er konnte niemanden entdecken. Besorgt kehrte er zu seinem Kameraden zurück.

»Ich möchte wissen, ob der Teufel gelauscht, und wie lang er unsere Unterhaltung mit angehört hat!«

»Wen meinst du? Doch nicht O’Shea?« fragte Connor bestürzt.

Marks antwortete nicht, er holte nur tief Luft. Allem Anschein nach fühlte er sich ziemlich unbehaglich.

»Wenn er etwas gehört hätte, wäre er zu uns gekommen. Er ist in einer so verflucht schlechten Stimmung, daß er sofort losgeplatzt wäre.«

Connor stand auf und streckte sich.

»Was für ein Leben führt er wohl? Ich möchte fast wetten, daß er irgendwo im Land Frau und Familie hat. Solche Leute machen so etwas. Da kommt er ja!«

Sie sahen O'Sheas Gestalt vom Hügel herab auf sich zukommen.

»Halten Sie die Masken bereit. Sie wissen, was Sie zu tun haben, Marks?« Die Stimme klang hinter dem hochgeschlagenen Kragen etwas gedämpft, aber nicht unfreundlich. »Holen Sie einmal den Kerl her!« O'Shea zeigte auf Lipski.

Die beiden gehorchten und kamen gleich darauf mit dem noch ein wenig benommenen Lipski zurück.

»Sie gehen jetzt genau zu der abgemachten Stelle an der Straße hinunter«, sagte O'Shea zu Lipski. »Stecken Sie die rote Laterne an. Es ist nicht notwendig, daß die Kerle anhalten, sie brauchen nur langsamer zu fahren. Unter keinen Umständen gehen Sie aus der Deckung heraus. Vermutlich sind zehn schwerbewaffnete Polizisten auf dem Wagen.«

O'Shea ging zu den Gasbehältern hinüber, an denen dicke Gummischläuche angebracht waren, die bis in die Talmulde hinabreichten. Mit einem Schraubenschlüssel drehte er die Ventile auf. Unter leisem Zischen entwich das Gas durch die Schläuche.

»Das Gas ist schwer und setzt sich unten in der Muldensohle fest. Sie brauchen Ihre Gasmasken erst im letzten Moment aufzusetzen.«

Er folgte Lipski bis zu der Stelle nach der Senke, wo er sich postieren mußte, und kontrollierte, ob er die rote Laterne anzündete. Darauf kehrte er zu Marks zurück. Nicht im mindesten ließ er sich anmerken, daß er die Unterhaltung der beiden gehört hatte. Jetzt war nicht der Zeitpunkt, mit ihnen abzurechnen oder einen Streit vom Zaun zu brechen.

Gleich danach hörten sie von fern das Geräusch des Lastautos, lange bevor die Scheinwerfer aufblitzten. Der Wagen mußte den Wald von Felstead durchqueren, dann erst kam er hier vorbei.

»Jetzt!« rief O'Shea scharf. »Schießen Sie nicht, wenn es nicht durchaus nötig ist, aber halten Sie die Waffen bereit, falls etwas schiefgehen sollte. Und denken Sie daran, daß die Begleitmannschaft sofort feuert, wenn sich jemand blicken läßt. Warten Sie, bis die Leute vom Gas betäubt sind. Sie wissen doch, wo Sie mich morgen treffen sollen?«

Marks nickte. Der Wagen näherte sich verhältnismäßig lang-

sam. Anscheinend hatte der Chauffeur die rote Lampe entdeckt, denn jetzt hörten sie das durchdringende Heulen einer Sirene. O'Shea konnte von seinem Platz aus die ganze Straße übersehen. Er selbst setzte keine Maske auf.

Der Lastwagen war bis auf fünfzig Meter an die vergaste Stelle herangekommen und fuhr nur noch langsam. Plötzlich sprang Lipski aus dem Gebüsch, aber nicht an der Stelle, wo O'Shea ihn postiert hatte, sondern etwa zehn oder fünfzehn Meter weiter vorn. Im nächsten Moment knallte ein Schuß. Lipski hatte gefeuert, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und rannte nun mit erhobenen Händen auf das Auto zu.

O'Shea ballte die Fäuste. Lipski wollte ihn verraten.

»Achtung!« rief er Marks und Connor zu. »Wenn die Sache schiefeht, laufen Sie querfeldein nach verschiedenen Richtungen!«

Und dann geschah das Wunder. Vom Lastwagen fielen zwei Schüsse. Lipski stürzte getroffen am Straßenrand zu Boden, und der Wagen fuhr langsam und vorsichtig weiter. Die Begleitmannschaft hatte Lipskis Absicht nicht verstanden, sondern geglaubt, daß er den Transport anhalten wollte.

»Glänzend!« stieß O'Shea erregt hervor, denn im gleichen Augenblick fuhr das Auto in die vergaste Senke hinein.

Eine Sekunde genügte. Der Chauffeur sank bewußtlos aufs Steuerrad, worauf der Wagen gegen die hohe Böschung fuhr und stehenblieb. So hatte O'Shea es auch geplant. Wenn Lipski das rote Licht nicht gezeigt hätte, wäre das Lastauto mit unverminderter Geschwindigkeit weitergefahren, schwer beschädigt worden und nicht mehr zu gebrauchen gewesen. So aber mußte Marks nur auf den Führersitz steigen und den Rückwärtsgang einschalten, um wieder freizukommen. Ein paar Minuten später hatte er den Wagen aus der Senke heraus. Die bewußtlosen Polizisten und der Chauffeur wurden gefesselt und an den Straßenrand gelegt. Nach weiteren fünf Minuten war schon alles erledigt.

Marks nahm seine Maske ab und setzte eine Uniformmütze auf, während Connor ins Innere des Wagens kroch, wo die kleinen, versiegelten Kisten mit dem Gold standen.

»Vorwärts!« befahl O'Shea.

Das Lastauto setzte sich in Bewegung. Zehn Minuten später war es außer Sicht.

O'Shea ging zu seinem Wagen und fuhr in der entgegengesetzten Richtung davon.

2

In der darauffolgenden Nacht war es regnerisch in London. Connor konnte es nur recht sein. Er betrat den Seiteneingang eines kleinen Restaurants in Soho, stieg die enge Treppe hinauf und klopfte an eine Tür. Ein Stuhl wurde gerückt, der Schlüssel gedreht – Marks, der allein im Zimmer war, öffnete.

»Hast du ihn gesprochen?« fragte Connor hastig.

»Ja, ich habe O'Shea am Themseufer gesehen. – Hast du die Zeitungen gelesen?«

»Ich bin nur froh, daß die Kerle nicht krepirt sind.«

Marks warf Connor einen verächtlichen Blick zu.

Auf dem Tisch lag eine Zeitung. Connor las die Schlagzeilen auf der ersten Seite:

›Goldtransport zwischen Southampton und London erbeutet. – Einer der Banditen tot am Tatort aufgefunden. – Transportauto mit drei Tonnen Gold spurlos verschwunden.‹

Er überflog den kleingedruckten, ausführlichen Bericht:

›In den frühen Morgenstunden wurde ein kühner Handstreich verübt, der den Tod von sechs Scotland Yard-Beamten hätte zur Folge haben können. Ein Goldtransport im Werte von einer halben Million Pfund wurde erbeutet, der für die Bank von England bestimmt war.

Der Dampfer ›Aritania‹, der gestern abend in Southampton einlief, hatte eine Goldsendung aus Australien an Bord. Um kein Aufsehen zu erregen, ließ man um drei Uhr morgens das Gold in einem Lastauto von Southampton abgehen, damit der Transport vor Beginn des regen Verkehrs in London ankommen sollte. In der Nähe des Waldes von Felstead führt die Straße

durch eine Senke, die von der Gangsterbande vergast wurde. Kurz vor der gefährlichen Stelle wurde die Begleitmannschaft auf den geplanten Überfall aufmerksam, als ein Mann aus dem Gebüsch sprang und auf den Lastwagen schloß. Die Beamten erwiderten sofort das Feuer, der Bandit wurde getroffen und später sterbend am Straßenrand aufgefunden. Er lallte etwas Unzusammenhängendes, nannte jedoch mehrmals einen Namen, wahrscheinlich den des Bandenführers.

Die Inspektoren Bradley und Hallick sind mit der Aufklärung des Falles betraut worden . . . <

Es folgte noch die offizielle Bekanntmachung der Polizei, die sich auf den Bericht eines teilnehmenden Beamten stützte.

»Die Nachricht scheint in London großes Aufsehen hervorgerufen zu haben.« Marks nahm die Zeitung und faltete sie zusammen.

»Und was ist mit O'Shea?« fragte Connor ungeduldig. »Hat er den Vorschlag angenommen? Will er uns tatsächlich zehn Prozent zahlen?«

»Er war ein wenig ärgerlich, was ja verständlich ist. Aber in seinen lichten Momenten ist O'Shea klug und vernünftig. Am meisten hat ihn natürlich gewurmt, daß wir den Wagen an einer anderen Stelle parkten, als er es vorgeschrieben hatte. Er wollte sofort wissen, wo wir das Gold gelassen hätten, und nur so war es möglich, ihn zu dem Zugeständnis zu bringen.«

»Ja, und wie geht die Sache nun weiter?« fragte Connor besorgt.

»Wir bringen das Auto heute abend nach Barnes Common. Er weiß noch nicht, daß wir die Goldkisten auf einen kleineren Wagen umgeladen haben. Dafür sollte er uns nur dankbar sein, denn der große Wagen wurde heute abend von Inspektor Hallick an der Stelle, wo ihn O'Shea haben wollte, gefunden – leer natürlich.«

Connor strich sich mit der Handfläche über das unrasierte Kinn und runzelte die Stirn.

»O'Shea wird uns nicht so leichten Kaufs davonkommen lassen. Du kennst ihn schließlich doch auch, Marks!«

»Wir werden ja sehen.« Marks mixte einen Whisky Soda und sah auf die Uhr. »Wir haben genug Zeit. Wenn wir das Glas ausgetrunken haben, wollen wir gehen.«

Sie fuhren ein Stück mit der Straßenbahn und gingen dann durch enge, dunkle Gassen, bis sie vor einem Hofeingang stehenblieben. Marks stieß die Torflügel auf. Über einen gepflasterten Hof erreichten sie den Schuppen, in dem sie den kleineren Lastwagen mit der Ladung abgestellt hatten. Marks schloß auf und nahm das Vorhängeschloß ab.

»So, da wären wir!« Er trat in den dunklen Schuppen hinein.

Plötzlich packten ihn kräftige Hände. Er riß seinen Arm zurück und wollte nach der Waffe greifen.

»Machen Sie keine Dummheiten«, sagte Inspektor Hallick. »Ich verhafte Sie, Marks. Vielleicht erklären Sie uns, wo das Auto geblieben ist, das noch vor zwei Stunden hier stand.«

Marks konnte das Ganze nicht fassen. Im ersten Augenblick war er so erschrocken, daß er jede Vorsichtsmaßnahme außer acht ließ.

»Das Lastauto?« fragte er atemlos. »Ist es nicht hier?«

»Es war schon fort, als wir vor einer Stunde hierherkamen«, erwiderte ein anderer Polizeibeamter. »Los, Marks, sagen Sie uns, wo Sie den Wagen gelassen haben.«

Marks war keiner Antwort fähig. Er spürte, wie sich die Handschellen um seine Handgelenke schlossen. Connor fluchte wild, als die Polizisten ihn zum Gefangenenauto führten, das an einer dunklen Stelle versteckt wartete.

Beide wußten nun, daß O'Shea sie durchschaut und der Polizei verraten hatte.

3

Mary Redmaynes Leben verlief unterschiedlich und zuweilen recht unruhig. Die finanziellen Verhältnisse ihres Vaters wechselten häufig. Manchmal war er verhältnismäßig wohlhabend, dann folgten wieder Zeiten, in denen es ihm schlecht ging. Sie hatte mit ihm in den schönsten Hotels wie auch in billigsten

Quartieren gewohnt. An dieses Auf und Ab war sie von Jugend auf gewöhnt, und so war sie auch nicht erstaunt gewesen, als sie eines Tages aus der vornehmen Privatschule herausgenommen wurde und in die Volksschule kam.

Die Leute, die ihren Vater kannten, nannten ihn Colonel. Er selbst vermied diesen militärischen Titel und hatte seiner Tochter auch nie etwas aus seiner Armeezeit erzählt. Erst als sie ins Herrenhaus von Monkshall zogen, ließ er den Titel ›Colonel‹ auf seine Visitenkarte drucken. Monkshall war ein alter Adelsitz, der Marys kühnste Träume von Pracht und Luxus übertraf. Das Gebäude stammte aus der Tudorzeit, und vielleicht gingen die Fundamente auf eine noch ältere Periode zurück. Das Herrenhaus lag in einem großen Park von über vierzig Morgen mit wunderbarem altem Baumbestand. Das Schloß war in der ganzen Gegend bekannt und berühmt, so daß amerikanische Touristen in großen Autobussen angefahren kamen, um es zu besichtigen. Als jedoch Colonel Redmayne den Besitz erwarb, sperrte er die Parktore für alle Neugierigen und gestattete nicht einmal die Besichtigung der Abteiruine bei dem Herrenhaus.

Colonel Redmayne war plötzlich reich geworden, und zwar, als Mary gerade sechzehn Jahre alt wurde. Woher dieser Reichtum kam, ahnte sie nicht im entferntesten. Sie wußte nur, daß ihr Vater in der einen Woche noch bettelarm gewesen und von Gerichtsvollziehern bedrängt nur durch Seitenstraßen geschlichen war, um den Gläubigern aus dem Weg zu gehen – und schon in der nächsten Woche hatte er den prächtigen Herrnsitz Monkshall erworben und mit kostbaren Möbeln ausgestattet.

Zur Zeit dieser Übersiedlung nach Monkshall stand Mary in dem Übergangsalter zwischen Backfisch und junger Dame.

Ferdie Fane kam oft als Gast in den Roten Löwen, nur um sie zu sehen, ganz gleich, ob es Sommer oder Winter war. Meist kam er unangemeldet ins Gasthaus und nahm dort Quartier, was dem Wirt nicht immer paßte. Ferdie Fane war fünfunddreißig Jahre alt, hatte ein längliches Gesicht und machte mit seiner großen Hornbrille einen verhältnismäßig guten Eindruck. Nur hatte er die unangenehme Gewohnheit, mehr zu trinken, als ihm zuträglich war. Im allgemeinen trank er heimlich auf seinem Zimmer.

Diesmal saß Ferdie Fane in der Gaststube, ein großes Glas Bier vor sich, und beobachtete, wie Mary Redmayne mit ihrem düster dreinschauenden Vater die Straße entlang kam. Sie trug keinen Hut, so daß ihre hellbraunen Locken in der Sonne glänzten. Die beiden gingen am Fenster vorbei.

»Der Frühling ist gekommen, Adolphus«, rief Fane dem Wirt zu. »Ich sah, wie er vorüberzog.«

»Es wundert mich«, erwiderte der Wirt, »daß Sie nicht im Herrenhaus wohnen, Mr. Fane.«

Ein vorwurfsvoller Blick traf ihn.

»Wollen Sie mich los sein? Warum sollte ich mein Logis wechseln?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich eigne mich nicht fürs Herrenhaus. Ich bin nicht vornehm genug. Es ist überhaupt erstaunlich, daß Redmayne zahlende Gäste bei sich aufnimmt.«

Der Wirt wußte auch keine Erklärung dafür.

»Ich weiß nicht, warum er es tut. Der Colonel hat ja so viel Geld und ist sicher nicht auf diese Einkünfte angewiesen. Vielleicht fühlt er sich zu einsam. In den letzten Jahren hat er dauernd Gäste aufgenommen. Allerdings ist er sehr wählerisch. Es kann noch lange nicht jeder daherkommen.«

»Das ist es ja, was ich sage«, bekräftigte Fane, »und ich weiß, daß er mich nicht nehmen würde. Darum müssen Sie mich schon bei sich behalten, daran läßt sich nichts ändern.«

»Ich habe durchaus nichts dagegen, daß Sie bei mir wohnen«, versicherte der Wirt. »Sie geben mir keinen Anlaß zu Klagen, nur . . .«

»Sie wollen sagen, wenn ich ein bißchen solidere Gewohnheiten hätte?« Fane hob das Glas und nahm einen kräftigen Schluck. Er lachte leise vor sich hin, als ob ihm ein Scherz einfiel, wurde aber gleich wieder ernst und runzelte die Stirn. »Diese Mary Redmayne ist doch wirklich ein nettes, hübsches Mädchen, finden Sie nicht auch?«

»Sie ist tatsächlich die aparteste junge Dame, die ich kenne. Vor vier Wochen erst ist sie aus dem College zurückgekommen.«

Am nächsten Tag reiste Ferdie Fane mit seiner Angelrute wieder ab. Weder hatte er geangelt noch die Golfschläger benützt, die er zu seinem Landaufenthalt mitgenommen hatte.

Das Leben im Herrenhaus verlief angenehm und ungestört. Mary Redmayne gewöhnte sich allmählich an das neue Leben, das dauerhafter zu sein versprach, und sie wurde auch mit den Menschen hier vertraut.

Besonders Mr. Goodman mochte sie gut leiden. Er war ein älterer Herr mit grauen Haaren, der langsam und bedächtig sprach und schon lange in Monkshall wohnte. Er war der erste zahlende Gast gewesen, den ihr Vater ins Haus genommen hatte.

Sie schätzte den schönen, alten Park mit den schattigen Wegen, das altertümliche, romantische Haus, und selbst die Schweigsamkeit ihres Vaters bedrückte sie nicht sehr. Er war älter geworden, sein Gesicht sah noch um eine Spur bleicher aus als früher. Lächeln hatte sie ihn ohnehin nicht oft gesehen, und an Nervosität litt er von jeher.

Manchmal ging er mitten in der Nacht im Haus umher, und einmal hatte sie ihn in seinem Arbeitszimmer in einem merkwürdigen Zustand überrascht. Er sprach heiser und stockend, doch Mary hatte die Erklärung dafür bald gefunden. Eine leere Whiskyflasche stand in der Ecke.

Mit der Zeit jedoch wurde ihr das alte, einsame Haus zu einer Belastung und stimmte sie melancholisch. Oft erwachte sie in der Nacht und richtete sich im Bett auf. Sie versuchte dann, sich darüber klar zu werden, was sie so unvermittelt aus dem Schlaf geschreckt hatte. Einmal hörte sie deutlich unheimliche Geräusche, Angstschweiß trat ihr auf die Stirn, und nicht nur einmal glaubte sie, von weither dumpfe Orgeltöne zu vernehmen.

Am nächsten Morgen fragte sie Cotton, den Butler, aber der hatte nichts gehört. Die weiblichen Dienstmoten schienen empfindlicher zu sein und sich gleichfalls zu ängstigen, denn sie wechselten alle paar Wochen oder Monate die Stelle. Mary fragte die Mädchen aus, aber ihr Vater kam dahinter und verbot es ihr. Das Merkwürdigste war, daß er diese Zustände sowie die häufigen Kündigungen als selbstverständlich hinnahm.

»In diesem Haus komme ich überhaupt nicht zur Ruhe, ich habe furchtbare Angst«, klagte ein Dienstmädchen weinend.

»Haben Sie nachts die Schreie nicht gehört? Ich schlafe im östlichen Flügel – es ist furchtbar. Es spukt in dem Schloß.«

»Aber, Anna, das ist doch alles Unsinn«, schalt Mary und gab sich Mühe, ruhig zu erscheinen. »Wie können Sie solche Dinge überhaupt glauben!«

»Aber es stimmt, Miss Mary. Ich habe selbst gesehen, wie der Geist im Mondschein über den Rasen wandelte!«

Zuerst wollte Mary es nicht glauben, aber später sah sie selbst merkwürdige Dinge. Ein Gast blieb nur zwei Nächte und verließ das Herrenhaus fluchtartig, da er mit seinen Nerven völlig am Ende war.

»Ach, alles ist nur Einbildung«, sagte der Colonel, als sich Mary an ihn wandte. »Mein liebes Kind, du fängst auch schon an, dich zu fürchten wie die Dienstmädchen.«

Mary hörte weiterhin nachts Geräusche im Schloß. Sie begann auch, immer bewußter darauf zu achten.

Als sie eines Tages allein durchs Dorf ging, begegnete sie einem Mann in einem Golfanzug. Er war sehr groß und trug eine Hornbrille. Als sie an ihm vorüberging, grüßte er sie mit einem freundlichen Lächeln. An diesem Tag sah sie Ferdie Fane zum erstenmal bewußt.

5

Chefinspektor Hallick fuhr zum Gefängnis von Princetown, um einen letzten Versuch zu machen. Er wußte allerdings schon im voraus, daß er keinen Erfolg haben würde. Der Direktor der Anstalt empfing ihn am Eingang.

»Ich glaube ja nicht, daß Sie mit diesen Kerlen weiterkommen. Die haben ihre Strafe demnächst abgessen und wollen natürlich nichts mehr verraten.«

»Das kann man nie voraussagen«, entgegnete Hallick. »Ich habe einmal eine sehr wertvolle Information von einem Gefangenen erhalten, der am nächsten Tag entlassen wurde.«

»Mein Oberwärter, der im allgemeinen leicht das Vertrauen der Gefangenen gewinnt, ist überzeugt, daß die beiden nicht

sprechen werden. Persönlich glaube ich, daß sie keine Ahnung vom Verbleib des Goldes haben. Bei der Gerichtsverhandlung sagten sie ja auch aus, daß sich O'Shea mit der Beute aus dem Staub gemacht habe, was ich für wahrscheinlich halte.«

Der Chefinspektor lächelte.

»Als ich sie verhaftete, war ich gleichfalls überzeugt, daß O'Shea sie betrogen hatte, aber inzwischen habe ich meine Meinung geändert.«

Während sie sprachen, hatten sie das Büro des Direktors erreicht. Gleich danach trat auch der Oberwärter ein und begrüßte den Chefinspektor.

»Ich möchte zuerst Connor sehen«, sagte Hallick.

»Ich werde ihn sofort herunterbringen.«

Der Oberwärter verließ das Büro und ging über den großen, asphaltierten Hof zum Tor des mächtigen, häßlichen Gebäudes nebenan. Er öffnete das komplizierte Schloß des schweren Torflügels. Drinnen zogen sich rund um eine riesige Halle in mehreren Geschossen die Galerien mit den Zellen. Der Wärter blieb vor einer Zellentür stehen und schloß sie auf. Ein Gefangener in Sträflingskleidung saß, den Kopf in die Hände gestützt, auf der Bettkante. Er erhob sich verdrießlich.

»Connor, ein Herr von Scotland Yard ist gekommen, der mit Ihnen sprechen will. Wenn Sie vernünftig sind, beantworten Sie seine Fragen, so gut Sie können.«

Connor starrte ihn düster an.

»Ich habe nichts zu sagen. Warum können die einen nicht einmal im Gefängnis in Ruhe lassen? Selbst wenn ich wüßte, wo das Gold versteckt liegt, würde ich es doch nicht sagen.«

»Was haben Sie davon, wenn Sie dauernd die Aussage verweigern? Seien Sie nicht so dumm!«

»Dumm? Die Dummheit ist mir im Gefängnis gründlich ausgetrieben worden! Zehn Jahre haltet ihr mich schon unter der Knute, ich kenne jeden Ziegelstein hier – wer will mich denn sprechen?«

»Chefinspektor Hallick.«

»Ach, ich dachte, der wäre längst tot.«

»Da irren Sie gründlich – er ist noch recht lebendig.«

Connor wurde ins Büro des Direktors geführt. Er begrüßte den Chefinspektor, dem er nichts nachtrug, mit einem Kopfnicken.

»Sie verschwenden nur Ihre Zeit mit mir, Mr. Hallick«, begann er ärgerlich und unaufgefordert. »Ich kann Ihnen auch gar nichts sagen, gebe Ihnen aber einen guten Rat – machen Sie O'Shea ausfindig, der kann Ihnen Aufklärung geben. Und noch eines – Sie müssen ihn finden, bevor ich ihn erwische, wenn Sie von ihm noch etwas erfahren wollen.«

»Wir werden ihn schon finden.«

»Dazu hätten Sie reichlich Zeit gehabt. Versuchen Sie es doch einmal mit Marks, vielleicht macht der gemeinsame Sache mit Ihnen.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Marks wurde ins Zimmer geführt. Er hatte sich während der Haftjahre kaum verändert. Das hagere, asketische Gesicht war vielleicht etwas härter, die dünnen Lippen noch schmaler geworden, und die Augen lagen tiefer in den Höhlen. Er sprach noch ebenso gebildet und benahm sich so höflich wie früher.

»Ach, da sind Sie ja, Mr. Hallick! Sie wollten uns noch einmal in unserer Sommerfrische besuchen?«

Jetzt bemerkte er auch Connor und nickte ihm zu, ja, er machte sogar eine kleine Verbeugung vor ihm.

»Das ist ja sehr liebenswürdig und freundlich von Ihnen, Mr. Hallick. Haben Sie sich schon den Park und die Garage angesehen – oder das hübsche Billardzimmer?«

»Nun ist es aber genug«, ermahnte ihn der Oberwärter streng.

»Verzeihen Sie!« Marks verneigte sich ironisch. »Es war nur ein Scherz. Ich habe nicht die Absicht gehabt, jemanden zu kränken. Trotzdem ist es ein Ereignis, Sie hier zu sehen, Mr. Hallick! Hoffentlich ist es nur ein kurzer Besuch. Sie wollen doch nicht etwa länger bleiben?«

Hallick lachte zuvorkommend.

»Sollten Sie nicht wissen, warum ich gekommen bin?«

Überrascht sah ihn Marks an.

»Doch nicht etwa, um meinen Freund oder mich nach dem verschwundenen Goldtransport zu fragen? Aber ich sehe, daß

dem doch so ist. Sie wollen wissen, wo sich das Versteck befindet? Ich wollte, ich könnte es Ihnen sagen. Doch am besten ist es, Sie wenden sich direkt an Mr. O'Shea.«

»Sei vernünftig, Marks!« mahnte Connor gereizt. »Mir jedenfalls fällt es nicht im Traum ein, irgendwelche Fragen zu beantworten. Du kannst ja tun, was du nicht lassen kannst. Wenn sie O'Shea bis jetzt nicht gefunden haben – ich werde ihn bestimmt finden. Wenn ich erst einmal hier heraus bin, kümmerge ich mich um nichts anderes mehr. – Ich brauche auch Marks dazu nicht. In den letzten zehn Jahren habe ich ihn Tag für Tag gesehen, und ich kann ihn nicht mehr ausstehen. Den Mann, der mich verraten hat, kriege ich ganz allein!«

Marks warf seinem Kameraden einen gekränkten Blick zu.

»Glauben Sie das wirklich?« fragte Hallick. »Wissen Sie denn, wo er ist?«

»Ich weiß nur eins«, antwortete Connor düster, »und Marks weiß es auch. An jenem Morgen, als wir auf den Goldtransport warteten, sagte er – es ist ihm so herausgeschlüpft –, daß er sich zurückziehen, irgendwo verstecken wolle. Doch weiter werde ich Ihnen nichts erzählen. Vier Monate muß ich noch absitzen, wenn die vorüber sind, werde ich O'Shea suchen und finden.«

»Ach, das ist doch alles Unsinn!« rief Hallick. »Den finden Sie nicht, die Polizei hat all die Jahre nach ihm gesucht.«

»Nach wem haben Sie eigentlich Ausschau gehalten?« fragte Connor, ohne sich um den warnenden Blick Marks' zu kümmern.

»Nach Len O'Shea natürlich.«

Connor lachte laut.

»Sie suchen einen gesunden Mann, aber da sind Sie auf dem Holzweg. Ich habe Ihnen noch nie gesagt, warum Sie ihn nicht finden. Ganz einfach deshalb nicht, weil er verrückt ist. Ich frage mich, was er jetzt treibt. Der Kerl ist so verschlagen und schlau, wie Verrückte es nun einmal sind. Sie konnten das nicht wissen, aber Marks weiß es.«

Davon hatte Hallick nie etwas gehört. Fragend sah er Marks an.

»Ich fürchte, Connor hat recht«, räumte Marks liebenswürdig lächelnd ein. »O'Shea ist so klug, weil er nicht ganz bei Verstand ist. Selbst in Dartmoor erfahren wir gelegentlich etwas Neues, Mr. Hallick, und es geht das Gerücht, daß vor ein paar Jahren drei Beamte von Scotland Yard spurlos verschwunden seien. Nun, Sie werden sicherlich kein Staatsgeheimnis verraten, wenn Sie mir bestätigen, daß diese drei O'Shea verhaften sollten.«

Der Chefinspektor hatte sich ein wenig verärgert. Marks sah es und lachte.

»Man erzählt sich auch, daß sie England verlassen und später von Paris aus ihre Entlassungsgesuche nach Scotland Yard geschickt hätten. Aber vielleicht ist es Ihnen nicht unbekannt, daß O'Shea jede Handschrift imitieren kann, und ich sage Ihnen nur eines – die drei haben England nie verlassen.«

»Wollen Sie damit sagen, daß sie . . .«

»Sie sind bestimmt nicht aus England herausgekommen. Sie waren hinter O'Shea her – und er hat sie eben ein wenig früher erkannt als sie ihn.«

»Tot, meinen Sie?«

Marks nickte gedankenvoll.

»Zweiundzwanzig Stunden am Tag ist er vernünftig wie alle anderen Leute, aber zwei Stunden . . .« Er zuckte die Schultern. »Ihre Beamten, Mr. Hallick, müssen O'Shea im ungünstigsten Moment begegnet sein.«

»Wenn ich ihn finde . . .« mischte sich jetzt Connor ein, aber Marks drehte sich schnell nach ihm um und schnitt ihm das Wort ab.

»Wenn du ihn triffst, mußt du dran glauben, das ist alles. Es könnte aber sein, daß ich ihm begegne . . .« Er brach ab, sein Gesicht verzerrte sich.

»Was dann?« fragte Hallick. »Wo wollen Sie ihn überhaupt suchen?«

Marks hob eine Hand, seine Finger krallten sich gegeneinander, als ob sie einem unsichtbaren Feind die Kehle zudrückten.

»Ich weiß, wo ich ihn finden kann!«

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen.

Die große, gewölbte Halle des Herrenhauses hatte früher einmal als Vorraum zum Refektorium gedient. Die Inschriften, die die Mönche in die Steinwände eingehauen hatten, wurden heute von einer kunstvollen Täfelung verdeckt.

Mr. Goodman war nicht zur Stadt gefahren, obwohl er es eigentlich vorgehabt hatte. Gewöhnlich fuhr er zwei- oder dreimal im Monat nach London in sein Büro. Miss Veronika Elvery wälzte ein dickes Lexikon, denn sie verfertigte gerade ein Gedicht, zu dem ihr die nötigen Reime fehlten.

Mr. Goodman war auf dem Sofa über seiner Zeitung eingenickt. Kaum ein Geräusch störte die Stille. Nur Veronikas Feder kratzte ab und zu auf dem Papier, und die alte Großvateruhr tickte monoton.

Durch das offene Fenster konnte man auf den herrlichen Park mit den Büschen und Baumgruppen hinaussehen, in dem auch die Ruine der alten Abtei lag, zu der früher so viele Neugierige pilgerten. Miss Veronika hörte das Gezwitscher der Vögel draußen. Sie befand sich in gehobener Stimmung. Auf einmal sah sie sich nach dem Schläfer um.

»Mr. Goodman!« sagte sie sanft.

Als er nicht antwortete, rief sie ein zweites Mal, etwas lauter.

»Ja, was gibt's?« fragte er und richtete sich auf.

»Was für ein Wort reimt sich auf hochmütig?«

Mr. Goodman überlegte, nachdenklich fuhr er mit der Hand über die Stirn.

»Kaltblütig.«

Miss Elvery schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Nein, das hilft mir nicht, es ist ein häßliches Wort.«

»Aber was machen Sie denn da?«

Sie gestand ihm, daß sie dichtete.

»Um Himmels willen! Das ist ja ein Verbrechen, an einem so herrlichen Frühlingsmorgen Gedichte zu schreiben. Das ist genauso schlimm, wie vor dem Mittagessen Whisky zu trinken. Wen dichten Sie eigentlich an?«

»Es ist jemand, den Sie auch kennen.« Sie lächelte bedeutungsvoll. »Aber Sie werden mir böse sein, wenn ich es Ihnen sage.«

Er nahm das halb vollgeschriebene Blatt und runzelte die Stirn.

»Sie fragten doch eben, was sich auf hochmütig reimt. Wer in aller Welt soll denn da hochmütig sein?«

Veronika warf den Kopf zurück, wie immer, wenn sie sich angegriffen fühlte.

»Sind Sie nicht auch der Meinung, daß sie hochmütig ist? Bedenken Sie doch, ihr Vater führt hier schließlich eine Pension. Da hat sie keinen Grund, zu tun, als ob sie eine Gräfin sei.«

»Ach, Sie meinen Miss Redmayne?« fragte er und legte den Bogen wieder auf den Tisch. »Sie ist ein sehr nettes Mädchen. Sie sagen, das hier sei eine Pension? Nun ja, ich bin der erste Pensionär, den der Colonel ins Haus genommen hat, aber ich habe dieses Herrenhaus nie als eine gewöhnliche Pension betrachtet.«

Es folgte eine kurze Pause.

»Mr. Goodman, sind Sie mir böse, wenn ich Ihnen etwas sage?«

»Nun, bis jetzt nicht, warum?«

»Ich glaube, ich habe eine romantische Veranlagung. Ich sehe Geheimnisse in allen möglichen Dingen. Zum Beispiel auch Sie kommen mir geheimnisvoll vor.« Sie sah seinen bestürzten Blick. »Ich meine damit nicht, daß Sie düster und schrecklich aussehen.«

»Das will ich hoffen!«

»Aber Colonel Redmayne ist wirklich ein düsterer, verschlossener Charakter«, erklärte Miss Elvery mit Nachdruck.

»Mir ist es nie so vorgekommen«, meinte Mr. Goodman.

»Doch, ich habe recht«, beharrte sie. »Warum hat er diesen Sitz gekauft, so weit von allen menschlichen Behausungen entfernt? Und warum betreibt er hier eine Pension?«

»Wahrscheinlich, um Geld einzunehmen.«

»Nein, er verdient überhaupt nichts dabei«, rief sie triumphierend aus. »Meine Mutter sagte noch heute morgen, daß er eine Menge zusetzen muß. Und Monkshall ist ja ein prachtvol-

ler Herrensitz, aber man erzählt sich so seine Geschichten. Sie wissen doch, daß hier Geister umgehen?»

Mr. Goodman lächelte gutmütig. Die Geschichte war ihm schon einmal erzählt worden.

»Ich habe hier Dinge gehört und auch Dinge gesehen –!« Miss Veronika senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Meine Mutter meint, daß hier früher einmal ein fürchterliches Verbrechen geschehen sein muß. Das ist auch meine Ansicht.«

Mr. Goodman äußerte die Vermutung, daß ihre Mutter zuviel Mord- und Kriminalgeschichten läse. Das stimmte auch, denn Mrs. Elvery las alle Zeitungsberichte über Verbrechen und Verbrecher.

»Ja, sie liest gern einen Kriminalroman oder was sonst so in der Zeitung steht«, stimmte Veronika bei. »Voriges Jahr mußten wir eine Reise nach der Schweiz aufgeben, weil damals gerade der sensationelle Mordfall an dem Radfahrer verhandelt wurde. – Glauben Sie, daß Colonel Redmayne einen Mord begangen haben könnte?«

»Es ist nicht recht, Miss Elvery«, erwiderte Mr. Goodman, »daß Sie so etwas sagen, wo Sie noch dazu in seinem Haus wohnen.«

»Warum ist er aber dann so nervös? Und warum fürchtet er sich? Ständig lehnt er neue Gäste ab. Gestern kam so ein netter junger Herr, aber den wollte er nicht haben.«

»Morgen jedenfalls kommt ein neuer Gast«, bemerkte Goodman und nahm seine Zeitung wieder auf.

»Das ist ja doch nur ein Pfarrer, und jedermann weiß, daß Pfarrer kein Geld haben.« Als Goodman lachte, setzte sie in vertraulichem Ton hinzu: »Der Colonel könnte schon Geld verdienen, aber er will ja gar nicht. Ich kann Ihnen noch etwas verraten. Meine Mutter kannte Colonel Redmayne, bevor er Monks-hall kaufte. Er besaß damals keinen Penny. Wie also kam er überhaupt dazu, dieses Haus zu kaufen?«

Mr. Goodman sah sie strahlend an.

»Zufällig weiß ich das ganz genau. Er hat damals eine große Erbschaft gemacht.«

Veronika war enttäuscht und gab sich auch keine Mühe, es zu

verbergen, doch kam sie nicht mehr dazu, etwas zu entgegnen, denn ihre Mutter erschien in der Tür.

Mrs. Elvery war eine etwas füllige, doch recht imposante Erscheinung. Sie steuerte direkt auf das Sofa zu, auf dem Mr. Goodman seine Zeitung las.

»Haben Sie vorige Nacht etwas gehört?« fragte sie mit erhobener Stimme.

»Ja. Im Zimmer nebenan hat jemand geschnarcht wie der Teufel.«

»Mr. Goodman, Sie wissen genau, daß ich das Zimmer neben Ihnen bewohne«, erwiderte sie eisig. »Haben Sie einen Schrei gehört?«

»Einen Schrei?«

»Ich habe auch das Orgelspiel wieder gehört.«

Goodman seufzte.

»Glücklicherweise bin ich ein wenig taub. Ich habe weder Orgelspiel noch Schreie gehört. Das einzige, was ich deutlich und auch gerne höre, ist der Gong, der zum Essen ruft.«

»Es gibt hier ein Geheimnis«, versicherte Mrs. Elvery. »Ich habe es gleich am ersten Tag gemerkt, als ich herkam. Erst wollte ich nur eine Woche bleiben, aber jetzt bleibe ich, bis dieses Geheimnis enthüllt ist.«

»Dann wollen Sie also für immer hierbleiben, Mrs. Elvery?«

»Die Stimmung hier, diese ganze düstere Atmosphäre, erinnert mich an die Abtei Pangleton, wo John Roehampton seinen drei Nichten die Kehlen durchschnitt«, erzählte sie mit Genugtuung. »Und dabei waren die Nichten erst neunzehn, zweiundzwanzig und vierundzwanzig. Später wurde er im Gefängnis von Exeter hingerichtet. Er mußte zum Schafott getragen werden.«

In diesem Augenblick trat unerwartet Colonel Redmayne in die Halle. Er mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein und wirkte ziemlich nervös und zerstreut. Seine Kleidung ließ zu wünschen übrig oder machte jedenfalls einen vernachlässigten Eindruck.

Redmayne sah von einem zum andern.

»Guten Morgen – ist etwas nicht in Ordnung?«

»Oh, es geht mir verhältnismäßig gut«, erwiderte Goodman und hoffte insgeheim, Mrs. Elvery möchte ihr Thema fallen lassen. Doch so leicht ließ sie sich nicht davon abbringen.

»Colonel, haben Sie in der vergangenen Nacht etwas gehört?«

»Was sollte ich gehört haben? Was gibt es hier nachts zu hören?«

Geschäftig zählte sie all die aufregenden Ereignisse der letzten Nacht auf.

»Zunächst hat die Orgel wieder gespielt, dann hörten wir einen Schrei, der uns durch Mark und Bein ging. Er kam aus der Tiefe – direkt aus der Richtung des Mönchsgrabes.«

Sie wartete erregt auf Redmaynes Reaktion.

»Nein, ich habe nichts gehört. Ich habe geschlafen«, antwortete er leise.

»Das kann aber nicht stimmen«, mischte sich jetzt Veronika in die Unterhaltung. »Ich sah, daß Licht in Ihrem Zimmer brannte, noch lange, nachdem meine Mutter und ich diesen entsetzlichen Schrei gehört hatten. Ich kann nämlich von meinem Fenster aus Ihr Zimmer sehen.«

Er sah sie finster an.

»So, können Sie das? Ich bin gestern abend eingeschlafen, als das Licht noch brannte. Hat jemand von Ihnen meine Tochter gesehen?«

Goodman zeigte in den Park hinaus.

»Ich sah sie vor einer halben Stunde.«

Der Colonel verließ, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, den Raum und verschwand im Park.

Mrs. Elvery holte tief Luft.

»Und ich bleibe dabei – es gibt hier ein großes Geheimnis. Er ist wahnsinnig. Kennen Sie den netten jungen Mann, Mr. Goodman, der gestern morgen hier war? Er wollte ein Zimmer haben, und als ich den Colonel fragte, warum er es ihm abgeschlagen habe, wurde er ganz wütend und böse auf mich! Er sagte, das sei kein Mann, den er als Gast in seinem Hause wünsche. Trunkenbolde wolle er nicht unter seinem Dach haben, und außerdem habe der Kerl sich erdreistet, mit seiner Tochter Bekanntschaft zu machen.«

»Also mit anderen Worten, der Colonel hat sich über den jungen Mann geärgert. Was ist dabei? Sie dürfen ihn nicht zu ernst nehmen, und heute morgen ist er ein wenig nervös.«

Goodman nahm eine andere Zeitung auf und blätterte darin.

»Dann die Überheblichkeit, mit der er jeden behandelt«, fing Mrs. Elvery von neuem an, »und seine Tochter ist schon genauso eingebildet, das können Sie nicht bestreiten, Mr. Goodman. Es mag ja recht undankbar klingen, aber sie ist – wie soll ich gleich sagen . . .«

»Direkt anmaßend«, ergänzte Veronika.

»Ja«, pflichtete die Mutter bei, »sie glaubt, wunder wer sie sei. Doch ihr Benehmen ist nicht gerade vornehm. Ich erzählte ihr neulich die Geschichte von der Ermordung der jungen Witwe in der Grange Road in London; Sie wissen doch noch – der Liebhaber brachte die Frau durch Gift um, nur um die Versicherungssumme zu bekommen. Es war ein sensationeller Fall. Aber da hat sie mir einfach den Rücken gekehrt und gesagt, daß sie sich für solche Schauergeschichten nicht interessiere.«

Der Butler Cotton kam herein und brachte die Post. Er machte stets ein düsteres Gesicht und sprach nur selten. Als er schon wieder hinausgehen wollte, rief ihn Mrs. Elvery zurück.

»Haben Sie in der vergangenen Nacht den Lärm gehört, Cotton?«

Er drehte sich mürrisch um.

»Nein, ich habe am Tage sehr viel zu tun, deshalb habe ich einen festen Schlaf. Nur ein Kanonenschuß könnte mich aufwecken.«

»Haben Sie das Orgelspiel auch nicht gehört?« fragte sie hartnäckig.

»Nein, ich höre überhaupt nichts, wenn ich schlafe.«

»Der Mann scheint nicht sehr intelligent zu sein«, erklärte Mrs. Elvery, als der Butler gegangen war.

Mary Redmayne ging an jenem Morgen ins Dorf, um auf der Post Briefmarken zu kaufen. Sie sah den jungen Mann im Sportanzug kaum an, der auf der Bank vor dem Roten Löwen saß, aber sie nahm ihn durchaus zur Kenntnis.

Sie hatte schon die verschiedensten Geschichten über ihn gehört. Zuerst hatte er ihr leid getan, aber jetzt war er ihrer Meinung nach ein hoffnungsloser Fall. Außerdem war sie böse auf ihn, weil er ihren Vater verärgert hatte. Tatsächlich hatte Mr. Fane die Kühnheit besessen, den Colonel um ein Zimmer in Monkshall zu bitten.

Als sie aus dem Dorf zurückkam und in den Weg zum Park von Monkshall einbog, saß er dort auf dem Drehkreuz und versperrte ihr den Weg. Er rauchte eine Zigarette und sah melancholisch durch seine große Hornbrille ins Leere.

Sie überlegte, ob sie nicht einen Umweg machen sollte. Aber er erhob sich nachlässig und nahm seine Mütze ab.

»Bitte sehr!« Er lächelte sie freundlich an. »Wenn ich Sie jetzt nach Hause begleite, wird Ihr Vater dann schießen oder die Hunde auf mich hetzen?«

Sie sah ihn wütend an.

»Soviel ich weiß, sind Sie Mr. Fane?«

Er verneigte sich übertrieben. Sie ärgerte sich furchtbar über seine Unverschämtheit, um so mehr, als er nicht sicher auf den Füßen zu stehen schien. Seit gestern nacht war sie ohnehin nervös, sie hatte nicht schlafen können und überall Geräusche und auch dieses leise Orgelspiel gehört. Vor allem hatte sie etwas gesehen, das sie noch mehr ängstigte – eine Gestalt war über den Rasen unter ihrem Fenster geeilt und zwischen den Bäumen verschwunden.

»Nachdem man Ihnen gestern erst klargemacht hat, Mr. Fane, daß Sie hier unerwünscht sind, zeugt es nicht von gutem Geschmack, wenn Sie mich gleich darauf belästigen.«

»Ihrer Meinung nach mag das geschmacklos sein, Miss Redmayne, aber wissen Sie, ich stand einmal an einer Straßenecke . . .«

»Ja, und jetzt stehen Sie mir im Weg«, unterbrach sie ihn heftig.

»Ihr Vater liebt Sie doch? Dann kann er Ihnen auch nichts abschlagen. Wie wäre es denn, wenn Sie zu ihm sagten: Ich kenne einen jungen Mann, der ein Quartier in Monkshall haben möchte . . .«

»Lassen Sie mich vorbeigehen!« rief sie, zitternd vor Aufregung.

Höflich trat er beiseite. Sie ging rasch durchs Drehkreuz und entfernte sich. Erst als sie den halben Weg zum Haus zurückgelegt hatte, schaute sie sich einmal um. Empört stellte sie fest, daß er ihr folgte – in respektvoller Entfernung allerdings.

8

Kurz nachdem Mrs. Elvery und Mr. Goodman zum Golfplatz gegangen waren, erschien auf dem Rasen vor dem Haus ein Mann. Er sah ziemlich grobschlächtig aus und hatte eine Leder-schürze umgebunden. Unter dem Arm trug er ein paar verwahr-loste Regenschirme. Verstohlen sich umsehend, überquerte er den Rasen. Das große Portal und die Tür zur Halle standen offen. Im Entree neben der Treppe blieb er stehen. Von hier aus konnte er die Halle übersehen und Cotton beobachten. Der Butler räumte das Schreibzeug weg, das Miss Veronika hatte stehen-lassen. Als er sich umdrehte, bemerkte er die seltsame Erscheinung.

»Was wollen Sie denn hier?«

»Haben Sie irgendwelche Schirme auszubessern oder Rohr-stühle zu flechten?« fragte der Fremde in mechanischem Tonfall.

Cotton wies ihn hinaus.

»Machen Sie, daß Sie fortkommen! Wer hat Sie überhaupt hereingelassen?«

»Der Wächter unten am Parktor sagte, daß Sie hier etwas auszubessern hätten.«

»Dann gehen Sie zum hinteren Eingang, bei der Küche. Ma-chen Sie, daß Sie von hier verschwinden!«

Aber der Mann rührte sich nicht.

»Wer wohnt eigentlich hier?«

»Colonel Redmayne, wenn Sie es durchaus wissen müssen. Gehen Sie, draußen links, die Küche ist dort hinten um die Ecke. Beileben Sie sich und erzählen Sie mir hier keine langen Geschichten mehr.«

Der Mann mit der Lederschürze sah sich anerkennend in der Halle um.

»Ganz schön eingerichtet alles!«

Cotton wurde rot vor Ärger.

»Verstehen Sie nicht, was ich Ihnen sage? Scheren Sie sich endlich fort, die Küche ist um die Ecke!«

Der Schirmflicker kümmerte sich nicht darum, er trat sogar einen Schritt in die Halle hinein.

»Wie lange wohnt er denn schon hier – ich meine Mr. Redmayne?«

»Zehn Jahre«, rief der Butler wütend. »Ist das jetzt alles, was Sie wissen wollen? Wenn es Ihnen nicht genügt, können Sie gleich noch eine Tracht Prügel haben!«

»Zehn Jahre –«, wiederholte der Schirmflicker. »Ich möchte diesen Colonel zu gern einmal sehen.«

»Soll ich Ihnen vielleicht eine Empfehlung an ihn geben?« fragte Cotton ironisch. »Solche Herumtreiber wie Sie schätzt er ganz besonders.«

In diesem Augenblick stürzte Mary atemlos ins Haus.

»Schicken Sie diesen jungen Mann fort!« Sie zeigte erregt auf Ferdie Fane, der ihr bis zur Haustür gefolgt war. Den Mann mit der Lederschürze bemerkte sie in der Aufregung gar nicht.

»Was für einen jungen Mann, Miss Mary?« fragte Cotton. »Ach ja, das ist doch der Herr, der gestern kam. Er war recht liebenswürdig.«

»Das ist mir ganz gleich«, erwiderte sie zornig. »Sie sollen ihn wegschicken!«

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Erstaunt betrachtete sie den Schirmflicker, der ihr diese Frage gestellt hatte.

»Nein, das können Sie nicht!« erklärte Cotton bestimmt.

»Wer sind Sie?« fragte Mary. Sein Blick erschreckte sie.

»Er kam einfach hier herein«, berichtete Cotton. »Ich schickte ihn zum hinteren Eingang, und wenn Sie jetzt nicht gekommen wären, hätte ich ihn gleich hinausgeworfen.«

»Es ist mir ganz egal, wer er ist, er soll Ihnen helfen, diesen Mann fortzuschicken, diesen niederträchtigen, aufdringlichen . . .«

Sie brach ab, denn Fane stand vor dem offenen Fenster und schaute seelenruhig hinein.

»Guten Tag allerseits! Wie geht's?«

»Wie kommen Sie dazu, mir hierher zu folgen!« rief Mary außer sich. »Verstehen Sie denn nicht, daß mein Vater und ich Sie nicht sehen wollen? Es liegt uns nichts daran, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Sie kennen mich ja gar nicht«, erwiderte er verletzt, und Sie wissen nicht einmal, daß ich Ferdie heiße.«

Sie wäre wohl besser stillschweigend gegangen, aber seine Anmaßung reizte sie so sehr zum Widerspruch, daß sie blieb.

»Sie haben sich mir aufgedrängt, obwohl ich Ihnen klar und deutlich gesagt habe, daß ich nichts mit Ihnen zu tun haben will.«

»Ich möchte aber hier im Hause wohnen. Warum sollte ich das nicht können?«

»Sie brauchen kein Zimmer hier, Sie haben eines im Roten Löwen, und dorthin gehören Sie auch!«

Der Mann mit der Lederschürze mischte sich ein.

»Also hören Sie doch – die Dame wünscht nicht, daß Sie bleiben, also gehen Sie!«

Fane kümmerte sich nicht um ihn.

»Ich gehe nicht in den Roten Löwen zurück«, erklärte er kategorisch. »Das Bier schmeckt mir dort nicht. Ich durchschaue die ganze Geschichte.«

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

»Wollen Sie jetzt den Mund halten und gehen?« fragte der Schirmflicker.

Mr. Fane drehte sich um.

»Unterstehen Sie sich! Ich warne Sie, in Gegenwart einer jungen Dame . . .«

»Machen Sie keine langen Redensarten, verschwinden Sie!«

Fane packte den andern plötzlich am Handgelenk und warf den großen, kräftigen Mann mit einer kurzen Bewegung zu Boden.

»Jiu-Jitsu«, sagte Fane entschuldigend.

Hinter sich hörte er einen ärgerlichen Ausruf, drehte sich um und stand Colonel Redmayne gegenüber.

»Was hat das alles zu bedeuten?«

Aufgeregt setzte ihn seine Tochter vom Vorgefallenen in Kenntnis.

»Bringen Sie den Mann in die Küche«, befahl er Cotton, und als der Butler mit dem Schirmflicker vom Schauplatz verschwunden war, fragte er Fane: »Was wollen Sie?«

Der Colonel sprach ruhiger, als Mary erwartet hatte.

»Ich möchte ein Zimmer bei Ihnen haben.«

»Ich sagte Ihnen bereits gestern, daß ich kein Zimmer für Sie habe und nicht will, daß Sie in meinem Haus wohnen.« Auf ein Zeichen ihres Vaters entfernte sich Mary. Redmayne hielt nun seine Wut nicht mehr zurück. »Glauben Sie eigentlich, daß Sie sich einfach ins Haus drängen können? Sie sind ein abscheulicher Trunkenbold ohne Anstand und ohne das geringste Taktgefühl. Haben Sie nichts Besseres zu tun, als sich von morgens bis abends zu betrinken?«

»Ich dachte, Sie würden mir trotzdem ein Zimmer geben«, antwortete Ferdie stur.

Gleich darauf erschien Cotton wieder.

»Zeigen Sie diesem Herrn den Weg hinaus. Begleiten Sie ihn bis zum Parktor.«

Erst sah es so aus, als ob Fane Schwierigkeiten machen wollte, aber dann zeigte er sich gefügig, lehnte jedoch die Begleitung des Butlers ab.

Als Fane durch den Park ging, trat aus dem Gebüsch der Mann mit der Lederschürze und versperrte ihm den Weg. Ein paar Sekunden standen sie sich gegenüber und musterten sich schweigend.

»Ich kenne nur einen, der mich mit diesem Griff zu Boden schleudern könnte – darum wollte ich Sie mir noch einmal genauer ansehen. Ja, Sie sind es wirklich! Seit zehn Jahren habe ich

Sie nicht gesehen, und ich hätte Sie auch nicht wiedererkannt, wenn Sie mich nicht an der Hand gepackt hätten.«

Ferdie Fane verzog keine Miene. Er schien vollkommen nüchtern zu sein.

»Ja, ich spiele meine Rolle gut. Doch Sie, Mr. Connor, haben viel mehr gesehen, als Sie sehen sollten!«

»Ich fürchte mich nicht vor Ihnen. Versuchen Sie nicht, mich von hier zu vertreiben. Sie arbeiten wieder mit Ihrem alten Trick, spielen den ewig Besoffenen . . .«

»Connor«, unterbrach Fane scharf, »ich rate Ihnen, entfernen Sie sich auf dem schnellsten Wege. Wenn Sie heute abend noch hier sind, sind Sie ein toter Mann!«

Keiner von beiden hatte bemerkt, daß Mary Redmayne auf einem Seitenpfad vorbeigekommen war und, von Sträuchern verdeckt, die Unterhaltung mitangehört hatte.

9

Mrs. Elvery behauptete von sich selbst, daß sie alles sehr genau beobachte, und die Dienstboten beschwerten sich denn auch darüber, daß sie ihnen nachspionierte. Vor allem konnte der Butler Cotton sie nicht leiden, wozu er seit diesem Tage ganz besonderen Grund hatte. Sie überraschte ihn nämlich am Nachmittag in vertrauter Unterhaltung mit dem Schirmflicker, als ihm dieser gerade eine abenteuerliche Geschichte von einem ungeheuren Schatz erzählte, der in den gewölbten Kellern des Herrenhauses verborgen liegen sollte.

Sofort ging sie zu Colonel Redmayne und berichtete ihm alles. Zuerst schien er bestürzt, tat dann aber so, als interessierte ihn die Geschichte, die sie da erzählte, nur wenig. Mrs. Elvery war ihm höchst unsympathisch. Er zog sich in sein Arbeitszimmer zurück und schloß sich dort ein, was er häufig zu tun pflegte. In einem Wandschrank verwahrte er stets eine Flasche und zwei Gläser; das war bequem, denn wenn jemand an die Tür klopfte, konnte er sie gleich wegschließen.

»Der Colonel ist ein grober, ungehobelter Bär«, sagte Mrs. El-

very nachher zu ihrer Tochter, zog aufgeregt den Vorhang vom Fenster zurück und sah in den dunklen Park hinaus. »Ich bin sicher, daß wir heute abend hier noch irgend etwas Unheimliches erleben. Das habe ich schon zu Mr. Goodman gesagt, aber der wollte nichts davon hören.«

»Ich wollte, du würdest dich nicht so viel darum kümmern«, erwiderte Veronika. »Du machst mich schon ganz nervös damit.«

Mrs. Elvery schaute in den Spiegel und ordnete ihre Haare.

»Ich habe das Gespenst schon zweimal gesehen«, erklärte sie selbstzufrieden. Sie schwieg eine Weile, dann drehte sie sich um. »Dieser Cotton kommt mir jetzt sehr verdächtig vor. Ob der wirklich Butler ist? Ich weiß nicht –«

»Was meinst du denn jetzt wieder, Mutter?«

»Er ist den ganzen Tag herumgeschlichen. Ich habe ihn abgefaßt, als er die Kellertreppe heraufkam. Als er mich sah, erschrak er und wußte nicht, was er anfangen sollte.«

»Was hast du eigentlich wirklich gesehen, Mutter, als du neulich so furchtbar aufschriest?«

»Ich sah eine Gestalt, die über den Rasen lief und mit den Händen in der Luft herumfuchtelte – es war entsetzlich!«

»Was für eine Gestalt?«

»Einen Mönch! Er trug eine schwarze Kutte, und sein Gesicht war unter einer großen Kapuze verborgen.«

Der Abend war stürmisch und regnerisch. Der Wind rüttelte an den Fensterläden.

»Es ist hier oben unheimlich, wir wollen nach unten gehen.«

Als sie in die große Halle kamen, fanden sie dort einzig Mr. Goodman vor. Er seufzte leise, als er die beiden kommen sah.

»Mr. Goodman, hat Ihnen meine Mutter schon gesagt, was sie neulich nachts im Park gesehen hat?«

Er sah sie mißmutig über die Brille hinweg an.

»Wenn Sie schon wieder von Gespenstern zu reden anfangen wollen . . .«

»Nein, es handelt sich diesmal um Mönche«, sagte Veronika.

»Es handelt sich nur um diesen einen Mönch«, verbesserte Mrs. Elvery ihre Tochter. »Ich habe nie behauptet, daß ich mehr als einen gesehen habe.«

»Einen Mönch?« fragte Goodman und lachte leise. Er erhob sich vom Sofa, auf dem er immer saß, ging quer durch die Halle und klopfte an die Wand. »Wenn es ein Mönch war, müßte er durch diese Tür gekommen sein.«

Mrs. Elvery starrte ihn mit offenem Mund an.

»Welche Tür?«

»Hier ist die Mönchstür«, erklärte Mr. Goodman. »Die Eichentäfelung stammt noch aus der Zeit, als dies ein Mönchskloster war.«

Mrs. Elvery nahm ihr Lorgnon und untersuchte neugierig die Wand. Auch sie konnte jetzt die in die Holzverkleidung eingelassene Tür unterscheiden. An einigen Stellen war das Holz vom Anfassen glattgescheuert und heller als die übrige Wand.

»Auf diesem Weg kamen einst die Mönche in die Halle. Man vermutet, daß dieser Gang zu einer unterirdischen Kapelle führte, die bis zur Reformation in Gebrauch war. Diese Halle hier muß ein Vorraum zum Refektorium, dem Speisesaal des Klosters, gewesen sein. Die ganze bauliche Anlage ist später natürlich verändert worden, und wahrscheinlich hat man den Gang zur Mönchskapelle zugemauert. Nach alten Berichten pflegten die Mönche die Kapelle jeden Tag zu besuchen. Sie stiegen in geschlossenem Zug zu zweien hinunter. Die unterirdische Kapelle oder Krypta war eine Grabkirche, die an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern sollte.«

»Wenn irgendwo da unten wirklich eine Kapelle existierte«, folgerte Mrs. Elvery triumphierend, »dann erklärt dies vollkommen, warum man immer Orgelspiel hört.«

»Nein, das ist alles nur Einbildung. Wenn man gut gegessen hat, träumt man unruhig. Das ist meiner Meinung nach die einzige Erklärung.« Mr. Goodman wechselte das Thema. »Wie steht es nun mit dem jungen Mr. Fane? Wird er herkommen?«

»Nein. Er ist zwar ein interessanter junger Mann, aber man will ihn ja nicht haben. Hier werden nur alte, uninteressante Vogelscheuchen aufgenommen.« Im gleichen Augenblick fiel ihr ein, daß sie das nicht hätte sagen dürfen. »Damit meine ich natürlich nicht Sie, Mr. Goodman!«

Die Tür wurde geöffnet, Mary Redmayne kam herein.

»Wir sprachen eben über Mr. Fane«, sagte Mrs. Elvery.

»So?« fragte Mary. »Was gibt es so Interessantes über ihn zu erzählen?«

Das Gespräch schleppte sich eine Weile hin, schließlich wünschte man sich gute Nacht. Der Colonel hatte sich nicht sehen lassen. Er saß in seinem Arbeitszimmer. Mary wartete, bis die Gäste sich zurückgezogen hatten, dann klopfte sie bei ihm an. Von draußen konnte sie hören, wie er den Wandschrank schloß, bevor er öffnete.

»Guten Abend, mein Liebling«, empfing er sie mit unsicherer Stimme.

»Ich möchte mit dir sprechen, Vater.«

Er machte eine müde, abwehrende Bewegung.

»Es wäre mir lieber, du würdest mich heute abend in Ruhe lassen. Ich bin so nervös.«

Sie schloß die Tür, ging auf ihn zu und legte eine Hand auf seine Schulter.

»Vater, können wir nicht von hier fortziehen? Es wäre doch am besten, wenn wir das entsetzliche Haus verkaufen.«

Er hielt den Blick gesenkt und sagte, er könne verstehen, daß sie sich hier langweile.

»Nein, das meine ich nicht. Es ist nicht langweiliger hier als in der Schule. Aber es ist unheimlich. Irgend etwas stimmt nicht. Ich fürchte mich hier!«

Er sah sie nicht an.

»Ich verstehe nicht recht, wie du das meinst.«

»Aber Vater, es geht hier doch etwas Furchtbares vor! Du weißt es sehr gut. Nein, glaube nicht, daß ich nervös bin und mir etwas einbilde. Ich habe es letzte Nacht selbst gehört – zuerst Orgelspiel, dann einen entsetzlichen Schrei! Ich kann es nicht länger ertragen. Ich sah eine Gestalt, die über den Rasen lief, schwarz ver mummt. Mrs. Elvery hat den Schrei auch . . . Aber hör doch –! Was ist das?« Sie war bleich geworden und zitterte. »Hörst du es nicht?«

»Das ist der Wind – nichts als der Wind.«

»So hör doch –« flüsterte sie. Auch er mußte die schwachen Orgelklänge vernommen haben. »Hörst du immer noch nichts?«

»Nein«, antwortete er eigensinnig.

Sie bückte sich und lauschte.

»Wirklich nicht? Unten – die Schritte auf dem Steinboden . . .«

Plötzlich schrie sie auf. Es klopfte laut an die Haustür.

»Jemand ist vor der Tür«, sagte sie leise.

Redmayne zog eine Schublade auf und nahm einen Browning heraus, den er in seine Rocktasche steckte.

»Geh in dein Zimmer«, befahl er seiner Tochter.

Er trat in den dunklen Gang hinaus, blieb einen Augenblick stehen und knipste das Licht an. Von den Dienstbotenräumen her tauchte Cotton auf. Er war vollkommen angekleidet.

»Was ist los?« fragte Redmayne.

»Es muß jemand an der Tür sein. Soll ich öffnen?«

Eine Sekunde zögerte der Colonel.

»Ja.«

Cotton nahm die Kette weg, drehte den Schlüssel um und riß die Tür auf. Ein Mann stand draußen, der ein wenig hin und her zu schwanken schien.

»Es tut mir leid, daß ich Sie störe«, sagte Ferdie Fane. »Ich bin der zweite Besucher, der heute abend in Ihr Haus kommt.«

Er machte ein paar Schritte hinein. Sein Mantel war vom Regen durchnäßt.

»Was wünschen Sie?« fragte Redmayne, den der Anblick des halb Betrunkenen in gewisser Hinsicht erleichterte.

»Man hat mich aus dem Roten Löwen hinausgeschmissen.« Fane sah den Colonel mit glasigem Blick an. »Ich möchte hier wohnen.«

»Lass' ihn hierbleiben, Vater!«

Redmayne drehte sich um. Seine Tochter stand hinter ihm.

»Bitte, lass' ihn hier wohnen. Er kann Zimmer 7 haben.«

Ein Lächeln glitt über Mr. Fanes Gesicht.

»Vielen Dank für die Einladung. Ich nehme sie selbstverständlich an.«

Mary musterte ihn erstaunt. Sein nasser Mantel tropfte auf den Fußboden. Er mußte Stunden draußen im stürmischen Wetter zugebracht haben. Wo mochte er gewesen sein und wozu?

Seltsam war auch, daß er so wenig sprach. Cotton brachte ihn auf Zimmer 7, das in einem entfernteren Flügel lag. Marys Zimmer befand sich über der Halle. Sie verabschiedete sich von ihrem Vater, schloß sich ein und ging zu Bett. Aber sie war zu aufgeregt, um schlafen zu können. Unruhig warf sie sich von einer Seite auf die andere.

Als sie gerade etwas Ruhe gefunden hatte, hörte sie ein sonderbares Geräusch und richtete sich im Bett auf. Der Wind heulte ums Haus und trieb den Regen gegen die Fensterscheiben. Doch nicht davon war sie aufgewacht. Von unten hörte sie Stimmen. Eine davon konnte Cottons Stimme sein, oder auch die ihres Vaters, denn beide hatten tiefe Stimmen.

Auf einmal vernahm sie grauenhafte Laute, die sie vor Schreck erstarren ließen. Es war das furchtbare Lachen eines Wahnsinnigen, das heraufklang. Sie sprang aus dem Bett, zog ihren Morgenrock an und eilte die Treppe hinunter. Als sie sich über das Geländer beugte, sah sie unten im Entree eine Gestalt.

»Wer ist da?« fragte sie atemlos.

»Es ist alles in Ordnung, Liebling.«

Es war ihr Vater. Sein Schlafzimmer lag im Erdgeschoß gleich neben seinem Arbeitszimmer.

»Hast du etwas gehört, Vater?«

»Nein, nichts«, sagte er barsch. »Geh zu Bett!«

»Ich will nicht zu Bett gehen.« Entschlossen kam sie die letzten Treppenstufen hinab. »Es war jemand in der Halle – ich habe sprechen gehört.«

Sie machte einen Schritt auf die Tür zur Halle zu, legte die Hand auf die Klinke, als er sie am Arm packte.

»Um Gottes willen, Mary, geh nicht hinein!«

Unwillig machte sie sich frei und riß die Tür auf.

Es war vollkommen dunkel. Ein Schritt, sie hob die Hand, knipste das Licht an. In der ersten Sekunde sah sie nichts.

Mitten im Zimmer lag ein Mann auf dem Rücken, der mit weitgeöffneten Augen zur Decke starrte – tot.

Es war der Fremde mit der Lederschürze, der am Morgen die Auseinandersetzung mit Ferdie Fane gehabt hatte.

Chefinspektor Hallick kam mit einem Fotografen und seinem Assistenten im Auto von London. Sowohl er als auch der Polizeiinspektor, zu dessen Bereich Monkshall gehörte, erkannten den Toten sofort.

Connor! Joe Connor, der noch vor einigen Monaten im Gefängnis verkündet hatte, daß er O'Shea suchen und finden werde! Und jetzt lag er hier mit gebrochenem Genick am Boden. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß O'Shea der Täter war – und Connor nicht sein erstes Opfer.

Hallick ließ die Gäste, später auch die Dienstboten, einzeln in die Halle kommen und fragte sie, was sie gehört hätten. Cotton war sehr gesprächig und erzählte viel. Ja, natürlich, dies sei der Mann, mit dem es am Morgen Anstände gegeben habe, aber wie er jetzt ins Haus gekommen sei, könne er sich nicht erklären. Die Türen wären verschlossen und verriegelt gewesen und kein Fenster erbrochen worden.

Mr. Goodman mußte einen gesunden Schlaf haben, er hatte nichts gehört, allerdings wohnte er in einem andern Flügel des Gebäudes. Mrs. Elvery war aufgeregt und suchte den Polizeibeamten alle möglichen Theorien vorzutragen, die sie sich sofort gebildet hatte, aber sie konnte auch nichts Wichtiges aussagen.

»Fane – wer ist nur Fane?« fragte Hallick.

Cotton berichtete ausführlich über den neuen Gast und die genauen Umstände, unter denen er ins Haus gekommen war.

»Ich will später mit ihm sprechen«, entschied Hallick. »Haben Sie sonst noch einen Gast hier?« Er warf einen Blick ins Fremdenbuch.

»Der neue Gast kommt erst morgen, es ist ein Pfarrer«, antwortete der Butler.

Hallick sah Cotton eindringlich an.

»Habe ich Sie nicht schon früher einmal gesehen?«

»Nein, mich nicht«, entgegnete Cotton nervös.

»Hm –. Und jetzt möchte ich Miss Redmayne sprechen.«

Goodman, der sich noch in der Halle aufhielt, wandte sich an den Chefinspektor:



Edgar Wallace

Der unheimliche Mönch/Die gebogene Kerze/Die drei Gerechten

Drei Romane in einem Band

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-55508-6

Portobello

Erscheinungstermin: Januar 2007

Zum 75. Todestag von Edgar Wallace – seine besten Krimis in neuer Ausstattung

Nachts, wenn alles ruhig war, hörten es die Bewohner des Herrenhauses von Monkshall immer wieder: erst Orgelspiel - danach einen entsetzlichen Schrei. Manche sahen auch eine Gestalt in schwarzer Mönchskutte... Dann aber fiel am hellen Tag ein Schuss durch das hohe, offene Fenster in die Halle - und schließlich verschwand einer der Gäste spurlos. War der unheimliche Mönch wirklich nur eine Ausgeburt lebhafter Träume?